

Alles in einer Hand – Kirchen greifen Bestattungsdienstleistung auf

Am Tod führt kein Weg vorbei. Diese etwas abgedroschene Erkenntnis scheint auch bei den Kirchen wieder neues Interesse gefunden zu haben. Während der Tod in den vergangenen Jahrhunderten zentraler Bestandteil des Tätigkeitsfeldes der Kirchen war, gab sie mit den Jahren immer mehr Aufgaben an andere Berufe ab. Auch zog der Tod sich aus dem Wahrnehmungsbereich der Kirchen zurück. Einst wurden die Verstorbenen noch in oder an den Kirchen bestattet. Früher war es üblich, dass die Toten in den Kirchen aufgebahrt, von dort aus in Prozessionen zu ihren Gräbern begleitet und beerdigt wurden.

Auch waren die Pfarrer meist die ersten Personen, die zur Tag- und Nachtzeit zu den Sterbenden gerufen wurden und sie mit ihrem seelsorgerischen Beistand auf die letzte Reise begleiteten. In der Zwischenzeit sind viele Friedhöfe in kommunale Verwaltung übergegangen, werden die Pfarrer erst nach Stunden oder Tagen vom Ableben ihrer Gemeindemitglieder informiert und immer öfter die Hinterbliebenen von weltlichen Predigern auf ihren Trauerwegen begleitet.

Hinzu kommt, dass auch in der Gesellschaft sich mit den Jahren eine Entfremdung vom Umgang mit Sterben, Tod und Trauer vollzogen hat. In Deutschland werden den Angehörigen ihre Toten im wahrsten Sinne des Wortes gestohlen. Tote werden eilig vom Bestatter abgeholt. Zeit zum „Begreifen“, Zeit zum Abschied nehmen, Akzeptieren und Abfinden mit der Situation des Todes bleibt in der Regel nicht. Gefühle der Ohnmacht, Wut und Rebellion werden so unterdrückt, obwohl vielen Menschen wichtig wäre, gerade diese extremen Gefühle mit den ihnen eigenen Möglichkeiten auszuleben. Ein Ausscheren aus den derzeitigen gesellschaftlichen, kirchlichen und gesetzlichen Konventionen bedeutet für die

Trauernden häufig Spielfeldläufe über einen Parcours, dessen Hindernisse von Behörden, Kirchen und Bestattern gemeinsam aufgestellt werden.

Dies könnte sich nun von Seiten der Kirchen ändern. In einigen Kirchenkreisen der evangelischen Kirche in Deutschland hat man aufgemerkt und sich wieder ins Bewusstsein gerufen, dass eines der sieben Werke christlicher Barmherzigkeit die Bestattung der Verstorbenen und die Begleitung der Hinterbliebenen ist. Die Kirche stellt endlich fest, dass immer mehr private Anbieter ihre ureigenen Felder besetzen.

Der Trauer Raum und Zeit zu geben, einen individuellen, persönlichen Abschied vom Verstorbenen zu ermöglichen, den Tod aus der „Tabuzone“ zu holen, einer „Entsorgungsmentalität“ entgegenzutreten – das sind Beweggründe, die zu einer Neubetrachtung des christlichen Trauerpastorals bewegen.

„Alles in einer Hand“ könnte man die Idee überschreiben, die beispielsweise der Evangelische Kirchenkreis Köln-Rechtsrheinisch hinsichtlich des Abschieds von Verstorbenen entwickelt hat. Nachdem der Kirchenkreis bereits vor Jahren die bundesweit erste Pastorin für die Trauerbegleitung eingestellt hat, denkt die Synode nun auch darüber nach, noch einen Schritt weiter zu gehen und Beerdigungen, Trauerbegleitung und seelischen Beistand gewissermaßen aus einem Guss anzubieten. Der Synodalvorstand wurde beauftragt, organisatorische, rechtliche und wirtschaftliche Einzelheiten zu prüfen.

„Die Sterbenden und die Trauernden sind die wahren Lehrmeister des Lebens und des Glaubens, die unsere Kirchen auch wieder viel von dem erfahren lassen, was in den vergangenen Jahren verloren ging.“

Das Emmaus-Konzept

Derartige Überlegungen gibt es auch in anderen Kirchenkreisen. Während jedoch in den meisten Fällen nur zaghaft der Weg in die öffentliche Diskussion gesucht wird oder die ersten Gedanken über mögliche Vorgehensweisen mehr generellen Charakter haben, ist der Kirchenkreis Remscheid/Lennep bereits viel

weiter. In einer umfangreichen Öffentlichkeitsarbeit hat er Interessierten und den betroffenen Berufsgruppen sein Konzept „Emmaus Kirchliches Trauerhaus“ vorgestellt. Der geplante Eröffnungstermin wurde jedoch nach Protesten der örtlichen Bestatter verschoben. Nun soll versucht werden, im Dialog die pastorale Zielsetzung zu erläutern. Ohne Zeitdruck soll ein gemeinsames Miteinander und ein Konsens gefunden werden. Dabei erklären die Verantwortlichen jedoch auch ganz unmissverständlich, dass das Emmaus-Konzept den Hinterbliebenen in der Zeit zwischen Tod und Beisetzung nicht nur seelsorgerischen Beistand anbietet, sondern auch in all den Aufgaben unterstützt, die normalerweise von einem Bestattungshaus erledigt werden.

Mit Einnahmen Trauerarbeit finanzieren

Wenn es nach dem Willen der Verantwortlichen des Kirchenkreises geht, soll mit den Einnahmen aus dem kirchlichen Bestattungshaus darüber hinaus umfangreiche Trauerarbeit finanziert werden,

wie zum Beispiel Veranstaltungen und Seminare rund um die Themen Tod, Trauer und Sterben. In diesem Konzept sind auch Abschiedsräume vorgesehen, in denen die Angehörigen ohne

Zeitdruck von ihren Verstorbenen Abschied nehmen können.

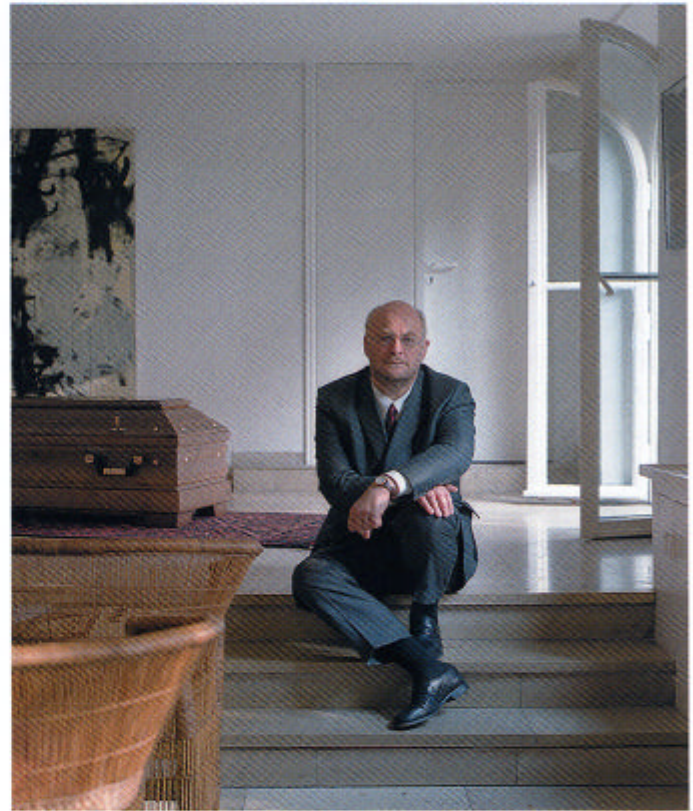
Während von katholischer Seite erklärt wurde, dass es derartige Überlegungen zur Zeit nicht gebe, aber das Trauerpastoral ein wichtiges Arbeitsfeld der katholischen Kirche sei und auch in Zukunft bleibe, stellen andere evangelische Kirchenkreise in Deutschland ähnliche Überlegungen wie die Kirchenkreise im Rheinland an, ohne damit jedoch in die Öffentlichkeit zu gehen. Aus den Erfahrungen von Remscheid/Lennep und Köln hat man gelernt, derartige Projekte möglichst lange mit dem Vermerk „Streng vertraulich“ zu versehen.

Denn die Reaktionen, besonders die der Berufe, die an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod arbeiten, sind sehr heftig. So aktivieren Bestatter sofort über ihre Verbände die Öffentlichkeit, um derartige Überlegungen schon im Ansatz zu verhindern. Auch die Handwerkskammern erteilen den kirchlichen Gedankenspielen eine klare Absage und weisen darauf hin, dass durch die Überlegungen der Kirche Arbeitsplätze gefährdet werden könnten. Zwar halten die Kirchen all diesen Argumenten entgegen, dass derartige Projekte nicht auf Gewinn, sondern auf den Menschen ausgerichtet sind. Dennoch räumen sie den wirtschaftlichen Aspekten eine große Bedeutung bei. So wurden meist im Geheimauftrag Unternehmensberatungen mit der Erstellung von Dossiers beauftragt, um Marktanalysen und -chancen zu ermitteln, mögliche Personal-, Material- und Raumbedarfskonzepte zu erstellen oder die wirtschaftlichen Erfolgsaussichten zu prognostizieren.

Denn auch bei derartig karitativen Zielsetzungen und Vorhaben wird letztendlich die wirtschaftliche Basis die Entscheidungsgrundlage für eine Realisation sein. In einer Zeit immer leerer werdender kirchlicher Kassen werden auch solche zukunftsweisenden Projekte über das finanzielle Budget gesteuert. Und genau in diesem Punkt wird sich die Ernsthaftigkeit der jeweiligen Projekte beweisen. Wenn man ernsthaft um eine neue Trauerkultur in den Kirchen und in der Gesellschaft bemüht ist, werden diese Überlegungen auch den Argumenten und dem Ansturm der Gegner standhalten. Denn es ist an der Zeit, dass Kirche sich wieder auf das bezieht, worauf sie ursprünglich gegründet wurde: den Tod und die Auferstehung, den Trost und den Beistand wieder „begreifbar und glaubhaft“ in das Zentrum der Gemeinden zu stellen.

Denn in den Trauernden liegt ein großes Potenzial der Kirchen. Die Zukunft der Kirchen liegt unter anderem auch in einem sensibleren Umgang mit der Trauer und einem Zulassen von Trauererfahrungen. Die Sterbenden und die Trauernden sind die wahren Lehrmeister des Lebens und des Glaubens, die unsere Kirchen auch wieder viel von dem erfahren lassen, was in den vergangenen Jahren verloren ging. Über ein umfassenderes und beseeltes Trauerpastoral besteht eine große Chance als Kirche und somit als Glaubensgemeinschaft wieder an Gewicht im Alltag der Menschen zu gewinnen.

Fritz Roth, Jahrgang 1949, ist Diplomkaufmann (Universität Köln) und nach acht Jahren als Unternehmensberater seit 1983 als Bestatter tätig. Nach der Ausbildung zum Trauerbegleiter 1989 gründete Roth 1992 das Haus der menschlichen Begleitung und die Private Trauerakademie in Bergisch Gladbach. Mehrere Bücher stammen aus seiner Feder. Näheres ist unter der Internet-Adresse www.puetz-roth.de zu entnehmen.



Auf ökumenische Basis stellen

Ein derartig ausgerichtetes Trauerpastoral hätte eine noch größere Realisierungschance, wenn es von vornherein auf eine ökumenische Basis gestellt würde. Im Angesicht der Trauer relativieren sich viele Dinge, denen wir oft in unserem Alltag eine zu große Wertigkeit beimessen und die zu Meinungsverschiedenheiten, Streit und Trennung führen. Das gemeinsame Ringen um eine neue Trauerkultur birgt im Gegensatz zu der landläufigen Meinung eine große Vereinigungsenergie in sich.

Sollten diese neuen Überlegungen der Kirchen jedoch nur dazu dienen, eine neue Einnahmequelle zu eröffnen, so wird dieses Ziel bald entlarvt werden. Denn die Begleitung Trauernder verlangt den Mit-Menschen rund um die Uhr und an jedem Wochentag. Hierin könnte der Schwachpunkt derartiger kirchlicher Konzepte liegen. Wieso sieht Kirche in diesem Aufgabenfeld eine Chance, die Menschen wieder anzusprechen, während sie in der Vermittlung ihrer Glaubensbotschaften oft die Gemeinden nicht mehr erreicht und viele Menschen ihr den Rücken kehren?

Die Reaktionen und Gegenreaktionen auf die neuen Überlegungen in den Kirchen, wie auch die vielen neuen Ansätze im Bestattungs- und Friedhofswesen, in der Sterbe- und Trauerbegleitung sowie im Hospizwesen zeigen, dass es an der Zeit ist, die genormten und starren Wege um Sterben und Tod zu verlassen. Hierbei benötigen wir keine neue oder fremdländische Trauerkultur und keine neuen Berufszweige, deren Ziel es letztendlich nur sein wird, den Trauernden noch unmündiger zu machen. Doch es ist mehr denn je notwendig, dass alle Berufe, die in dem Bereichen von „Sterben, Tod und Trauer“ arbeiten, in einen gemeinsamen Dialog treten, bereit, sich gegenseitig zu akzeptieren und zu achten, ihre bisherigen Arbeiten einer konstruktiven, kritischen Diskussion zu unterziehen und denjenigen wieder in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen, der mit dem Tod eines vertrauten Menschen leben muss. Dann kann gemeinsam in der Gesellschaft eine neue Wertediskussion über Gemeinwohl, Mitmensch, Mündigkeit und Verantwortung des Einzelnen und vor allem Spiritualität angestoßen werden. In diesem Sinne ist jedes ehrliche Bemühen um eine lebendigere Trauerkultur zu begrüßen.

Fritz Roth,
Bergisch-Gladbach